

## **Kinderschutz im Spannungsfeld unterschiedlicher kultureller Kontexte**

### **1. Einleitung**

Die Alltagswirklichkeit in pädagogischen Kontexten bundesrepublikanischer Großstädte liefert genug Evidenz dafür, warum sich auch der Kinderschutz der kulturellen und sozialen Heterogenität ihres Klientels annehmen muss. So stellen Familien bzw. Personen nichtdeutscher Herkunft in der Bundesrepublik mit weit mehr als sieben Millionen keine vernachlässigbare Population mehr. Bedeutsamer wird diese Erkenntnis jedoch, wenn nicht eine „Sortierung“ nach Nationalitäten oder dem Pass erfolgt, sondern die Determinanten der familialen Erziehungswirklichkeit heran gezogen und bspw. die kulturelle Herkunft der Eltern berücksichtigt wird. Denn dann haben etwas mehr als 15 Millionen Menschen bzw. fast 20% der Gesamtbevölkerung einen Migrationshintergrund; und langfristig betrachtet wird diese Zahl- aufgrund der kinderreicheren und jüngeren Zusammensetzung von Migrantenfamilien eher zu- als abnehmen. Noch sichtbarer wird die heterogene Zusammensetzung in den jüngeren Altersphasen: So hatten bspw. im Jahre 2006 bei Kindern unter 15 Jahren jedes fünfte Kind, bei Kindern unter 10 Jahren jedes vierte Kind, und bei Kindern unter 5 Jahren jedes dritte Kind einen Migrationshintergrund (Geissler & Weber-Menges 2008). Von daher wird die Zukunft der Großstädte unausweichlich multikulturell bzw. multiethnisch sein.

Allein eine heterogene Zusammensetzung wäre jedoch kein zwingender Grund für die Forderung eines migrationssensiblen Kinderschutzes, wenn es nicht genügend Anhaltspunkte dafür gäbe, dass insbesondere junge Menschen mit Migrationshintergrund oft ungünstigeren Entwicklungsbedingungen im familialen Umfeld ausgesetzt sind. Die Gründe hierfür sind vielfältig; auf einige werde ich im Laufe meiner Ausführungen verstärkt eingehen.

Darüber hinaus herrscht in der Migrationsforschung Konsens darüber, dass die Annahme einer allmählichen Assimilation von Zuwanderern an die Lebensweise der Mehrheitsgesellschaft nicht haltbar ist, und deshalb also die Differenzen zwischen Einheimischen und ehemals Zugewanderten nicht von selbst verschwinden werden: Migrantenfamilien zeigen sowohl innerhalb ihrer eigenen Gruppe als auch im Vergleich der verschiedenen Migrantengruppen miteinander unterschiedliche Akkulturationsstrategien (Phinney, Ong & Madden 2000).

Festhalten lässt sich jedoch für diesen Kontext, dass sowohl exemplarisch in Kontexten von Beratung/Erziehung als auch der psychischen Gesundheit ein deutliches Missverhältnis zwischen dem Bedarf und den Möglichkeiten der Inanspruchnahme für Migranten bestehen, die nicht allein durch Wissensdefizite der Migranten bedingt sind, sondern auch durch die Formen der monokulturellen Ausrichtung der Institutionen wenig Vertrauen einflößen. So

konnte bspw. bei einer Bedarfsanalyse in Regensburg gezeigt werden, dass zwar der Anteil der Nicht-deutschen im Alter von 0 bis 27 Jahren etwa 12% betrug, in Risiko- und Krisenlagen Familien mit Migrationshintergrund jedoch deutlich überrepräsentiert waren, sie aber in den Zahlen von Beratungsstellen als „Kunden“ eindeutig geringer repräsentiert waren. Zugleich wurde deutlich, dass das bisherige Angebot nicht der Bedürfnisstruktur von Migranten entsprach: Sprachbarrieren, geringe Information über die Angebote sowie geringe vertrauensbildende Maßnahmen der beratenden Institutionen erwiesen sich als typische Barrieren und unterstreichen die Relevanz einer höheren Sensibilität für eine klientengerechte Versorgung (Seiser 2006). In Studien zur Gesundheit von Migranten wird deutlich, dass diese überproportional vertreten sind bei der Inanspruchnahme von Notfallambulanzen, Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen, Akutversorgung psychiatrischer Institutionen und auch häufiger in sozialmedizinische Gutachterverfahren verwickelt sind (Borde, Braun & David 2003), dagegen sie jedoch unterrepräsentiert sind in psychologischen Beratungsstellen, Präventions- und Gesundheitsförderungsangeboten sowie Rehabilitationsmaßnahmen.

In einigen Fällen kann auch der Aufenthaltsstatus eine wichtige Ressource oder Barriere für Migranten sein: Wie sicher sind die rechtlichen Lebensbedingungen, von denen der Zugang zu weiteren Ressourcen manchmal abhängt? Hier reicht die Spanne von Illegalität (mit sehr geringen Zugängen zu Hilfen, denn vielfach befürchten diese bei einem Aufsuchen staatlicher Hilfen die „Entdeckung“ und lassen so zum Teil eigene Krankheiten, aber auch die des Kindes „verschleppen“ oder chronifizieren), aufenthaltsrechtlichen Duldung, befristetem Aufenthalt bis zur Einbürgerung.

Vielfach sind auch vorhandene Einrichtungen für Migranten nicht niedrigschwellig genug; auch wenn sie bspw. fremdsprachliche bzw. für Migranten herkunftssprachliche Informationen bereithalten, ist für einige von Ihnen die geforderte Schriftlichkeit/Literalität der Kommunikation (Anmeldung, anamnestische Angaben etc.) ein hohes kognitives Hindernis. Ferner ist auch – um die Wirksamkeit von Hilfen, bspw. Aufklärungsbroschüren etc. einschätzen zu können -, wichtig zu wissen, welche Sprachen in der Familie gesprochen werden. Denn nicht immer ist die Nationalsprache auch die Familiensprache, wie etwa türkisch und kurdisch oder spanisch und katalanisch.

Im Folgenden soll der Schwerpunkt der Überlegungen zum Kinderschutz im Spannungsfeld unterschiedlicher kultureller Kontexte auf den Aspekten der riskanten Aufwuchsbedingungen von Kindern und Jugendlichen, unterschiedlicher familialer Erziehungskontexte sowie abschließend auf Möglichkeiten der Ressourcenförderung gelegt werden.

## 2. Riskanten Aufwuchsbedingungen

Von den gesellschaftlichen Entwicklungen und Ambivalenzen sind Kinder und Familien mit Migrationshintergrund noch stärker betroffen; die Grundanforderungen, eine Balance zwischen dem Eigenem und dem Fremden zu wahren, sind für Familien und Kinder mit Migrationshintergrund wesentlich höher als für Einheimische. Für sie gilt: Zuviel Wandel und Aufgeben des Eigenen führt zu Chaos, zu wenig Wandel zu Rigidität. Sie müssen, einerseits über die Differenz zum Anderen, die eigene Identität bewahren, andererseits aber auch, sich um Partizipation kümmern und das Fremde übernehmen. Integration nach innen und Öffnung nach außen stellen sich als notwendige, aber teilweise widersprüchliche Anforderungen dar. Diese Belastungen führen zu vermehrtem Stress und hoher Verunsicherung (Uslucan 2005).

Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund leben häufig in entwicklungsgefährdenden Kontexten, die sowohl sozialstrukturellen Bedingungen wie Armut, Arbeitslosigkeit der Eltern, gesellschaftliche Ausgrenzung als auch geringerer Ressourcenausstattung im familialen Umfeld (geringere erzieherische Kompetenzen, widrigere familiäre Umstände etc.) geschuldet sein können.

1. Mit Blick auf das Finanzkapital wiesen bspw. in den Daten des DJI-Kinderpanels ca. 54% der türkischen Familien ein Haushaltseinkommen auf, das zu den untersten 10% des Äquivalenzeinkommens aller Haushalte gehörte; dieser Satz lag bei deutschen Familien ca. bei 7% aller untersuchten Familien. Dagegen hatten 48% aller deutschen, aber nur 20% aller türkischen Familien ein mittleres Haushaltseinkommen (Alt & Holzmüller 2006). Die materielle Ausstattung von Migrantenfamilien bzw. ihre Deprivation ist ein wichtiger Indikator, um auch Erziehungs- und Integrationsfolgen besser abschätzen zu können: denn arme Kinder aus Migrantenfamilien haben ein doppelt so großes Risiko, desintegriert bzw. gering integriert zu sein als ein Kind aus einer Durchschnittseinkommens-Familie (Beisenherz 2006).

2. Migrantenfamilien sind in der Regel jünger und kinderreicher als einheimische Familien; in einer eigenen in Berlin durchgeführten Studie hatten diese bspw. im Durchschnitt etwa ein Kind mehr und waren fünf Jahre jünger (Uslucan, Mayer & Fuhrer 2005). Eine hohe Zahl an Geschwistern kann aus kindlicher Sicht eine Ressource (Spielkameraden, Interaktionspartner, Hilfe etc.) wie auch ein Risiko bedeuten: vor allem bei einem Aufwachsen in einem großen Geschwisterverband mit geringen Altersabständen kann sich als ein Risiko für das älteste Kind erweisen. Bei einem Altersabstand von weniger als zwei Jahren in der Geschwisterreihe droht dem ältesten Kind die Gefahr der „Übersozialisierung“ und Vernachlässigung typisch kindlicher Bedürfnisse: Eltern betrachten vielfach dieses Kind als deutlich „reifer“,

kompetenter, genügsamer, weil sie es intuitiv häufig mit dem jüngeren bzw. jüngsten Kind vergleichen. Zum anderen ist auch das Risiko bzw. die Wahrscheinlichkeit für eine spannungsreichere Adoleszenz bei Altersabständen unter zwei Jahren höher als bei Geschwistern mit größerem Altersabstand. Und einige empirische Daten – wenngleich diese nicht repräsentativ, aber in den Größendimensionen doch tendenzweisend und besonders auffällig sind - zeigen, dass lediglich 24% der deutschen 8-9 jährigen Kinder Altersabstände unter zwei Jahren zu einem benachbarten Geschwister haben, diese jedoch bei Migrantenkindern insgesamt um etwa 80% liegt (Marbach 2006). Nicht zuletzt tangiert hohe Geschwisterzahl im eigenfamilialem Kontext bzw. auch in der eigenen engeren Verwandtschaft auch die Integrationschancen von Migrantenkindern: Denn die Interaktionen mit anderen Kindern bzw. deutschen Kindern wird in der Regel geringer, wenn die Anzahl verfügbarer Geschwister bzw. Kinder aus der Verwandtschaft größer ist; d.h. das Netz an Peer-Kontakten zu Kindern außerhalb der Familie ist dann geringer und die Möglichkeiten, Sozialkapital außerhalb der Familie zu generieren, reduzieren sich. In der Regel sorgen aber gerade Gleichaltrige außerhalb der eigenen Familie für mehr Heterogenität der sozialen Umwelten und stimulieren dadurch Entwicklungen bedeutsamer.

3. In der Forschung werden insbesondere jugendliche Mütter als eine Hochrisikogruppe eingeschätzt. Sie verfügen vielfach nur über eingeschränkte Erziehungs- und Pflegequalitäten. Im Vergleich mit älteren Müttern haben sie weniger Kenntnisse über das Entwicklungstempo der Kinder und über die Entwicklungsangemessenheit kindlicher Verhaltensweisen. Sie neigen auch häufiger zu Erziehungseinstellungen, die Strafen bevorzugen und sind im Umgang mit ihrem Säugling und Kleinkind weniger feinfühlig (Ziegenhain, Derksner & Dreisörner 2004).

Gerade wenn Eltern selber noch Teenager und eigentlich emotional bedürftig sind, zugleich aber sensibel sein sollen für kindliche Bedürfnisse, fühlen sie sich mit dieser Entwicklungsaufgabe überfordert. Von früher Mutterschaft als Risikofaktor sind insbesondere Migrantinnen, v.a. türkische Mütter, deutlich stärker betroffen. Nicht selten ist in Beratungs- und Therapiekontexten zu erleben, dass junge Frauen, die auch in Deutschland den ländlichen Traditionen folgend, mit knapp 18 Jahren geheiratet haben (oder verheiratet wurden) und im Alter von 20 bis 25 Jahren zwei und mehr Kinder zu versorgen haben. Vor diesem Hintergrund ist bei der Beratung von Migranteltern eine tiefer gehende Aufklärung über die Risiken der Frühverheiratung und der frühen Schwangerschaften – sowohl für die Mutter wie für das Kind - vonnöten. Auch dokumentieren Studien zu häuslicher Gewalt (im Eltern-Kind-Verhältnis sowie bei der partnerschaftlichen Gewalt) häufig eine stärkere Gewaltopferschaft

von Migrantinnen als Einheimische (Müller & Schröttle 2004; Pfeiffer & Wetzels 2000). Unbestritten ist, dass ein wirksamer Kinderschutz auch direkt mit dem Schutz der Mutter bzw. der häuslichen Gewaltprävention verbunden ist. Kinder werden sogar auch dann in ihrer Entwicklung beeinträchtigt, wenn sie Zeugen elterlicher Gewalt werden (Wetzels 1997). Um jedoch Missverständnisse und – vielfach feuilletonistisch ausgeschlachteten subtilen Verdächtigungen und Diskriminierungen keinen Raum zu bieten- ist hier zu erwähnen, dass Migranten nicht per se, nur weil sie eine andere Zugehörigkeit haben, gewalttätiger sind, sondern weil sich bei ihnen Risikolagen wie etwa Armut, Überforderung, geringe Bildung, beengte Wohnverhältnisse, soziale Isolation und Ausgrenzung, gehäuft finden, die in ähnlicher Konstellation auch bei Einheimischen zu höheren Belastungen führen. Auch sind belastende Ereignisse der Eltern vor der Migration zu berücksichtigen, wie etwa Traumatisierungen bzw. traumatische Kriegs- und Gewalterlebnisse in den Herkunftsländern (so etwa aus dem Libanon, Bosnien etc.), die zu einer individuell deutlich höheren Gewalttoleranzschwelle führen können.

Ferner ist, was entwürdigende Erziehungsmaßnahmen wie körperliche Züchtigung betrifft, zu betonen, dass dies natürlich kein Spezifikum und kein „Vorrecht“ ausländischer oder migrantischer Familien ist. Sie findet ihr Pendant auch in deutschen Familien mit entsprechender Kumulation von Risikomerkmale wie geringer Bildung der Eltern, sozialer Marginalisierung und Verarmung (die Arbeitslosenquote ist unter türkischen Familien mit über 20 Prozent doppelt so hoch wie in der deutschen Bevölkerung) und dem Fehlen von Schutzfaktoren wie einer hohen mütterlichen Bildung und unterstützender sozialer Netzwerke (Werner 1999).

### **3. Erziehungsziele und –praktiken in Familien mit Migrationshintergrund**

Erziehungsziele fungieren als relevante Merkmale, die auf den Zusammenhang von elterlichem Erziehungs Handeln und der Kindesentwicklung einwirken. Gerade Erziehungsziele sind jedoch einem starken Wertewandel bzw. gesellschaftlichem Wandel erlegen und entspringen auch dem Zeitgeist. Vor allem Situationen des gesellschaftlichen Umbruchs sowie Migration stellen eine Sollbruchstelle dar, an denen ein routinisiertes Anknüpfen an bewährte Erziehungsinhalte und –formen nicht mehr tragen; das heißt konkret: Eltern stehen vor der Herausforderung, ihren Kindern Fertigkeiten und Kenntnisse vermitteln zu müssen, bei denen jedoch eine bruchlose soziale Tradition nicht mehr vorliegt, weil ihre Erziehungsvorstellungen von der Gemeinde kaum getragen bzw. unterstützt werden. Und gerade wenn die soziale Koedukation bzw. die Gemeindeerziehung durch die umgebende

Gesellschaft entfällt, fühlen sich Erzieherpersönlichkeiten eher genötigt, eine gezielte, eigene bzw. an eigenkulturellen Normen und Werten orientierte Erziehung zu praktizieren. Vor allem Eltern der zweiten Generation sehen sich genötigt, ihren Kindern eine (eigen-)kulturelle Sozialisation anzubieten, spüren jedoch, dass sie darin selber nicht mehr sicher bzw. Zuhause sind. Es entsteht für die Eltern durch die Migration eine beständige Konfrontation mit dem Wertesystem der Aufnahmegesellschaft, die vielfach zu verstärkten Bemühungen um den Erhalt eigener kultureller Werte führt (um eigene kulturelle Identität zu wahren), der jedoch in bestimmten Konstellationen zu (vermehrten) Generationenkonflikten innerhalb der eigenen Familie hervorrufen kann, weil Kinder und Jugendliche aufgrund ihrer Sozialisation in Deutschland sich deutlicher mit der Kultur der Aufnahmegesellschaft verbunden fühlen als ihre Eltern (Merkens 1997). So ist die Tendenz zu erkennen, dass bspw. türkische Familien in der Aufnahmegesellschaft einen stärker behütenden und kontrollierenden Erziehungsstil als Familien in der Türkei entwickeln, weil sie die rasche Akkulturation ihrer Kinder gleichzeitig als eine Entfremdung von ihren herkunftskulturellen Bezügen deuten. Ihr Verhalten lässt sich daher als Reaktion auf eine als gefährdend wahrgenommene Migrationssituation verstehen (Nauck & Özel 1986; Nauck 1990), wobei das erzieherische Verhalten wesentlich vom Ausbildungsniveau der Eltern determiniert. Je länger die Schulbildung der Eltern ist, desto weniger ausgeprägt sind traditionelle Geschlechtsrollenorientierungen und behütende Erziehungseinstellungen. Hierbei ist zu bedenken, dass bis 1998 in der Türkei nur eine fünfjährige Schulpflicht bestand und diese erst seit dem Jahr 1998 auf acht Jahre angehoben ist. Insofern ist, um eine Bildungs- und Erziehungsgerechtigkeit für Kinder herzustellen, Familien mit Migrationshintergrund stärker gezielt (auch staatlich) zu unterstützen.

In der Regel geht die erziehungspsychologische Forschung davon aus, dass ein autoritativer Erziehungsstil - damit ist eine hohe Zuwendung, Unterstützung, Wärme, hohe Selbstständigkeit bei gleichzeitig hohen Forderungen an das Kind gemeint – sich als der optimale für die Entwicklung des Kindes auswirkt (Baumrind 1991), wogegen ein autoritärer Erziehungsstil (rigide Durchsetzung der elterlichen Autorität, geringe Selbstständigkeit und hohe Kontrolle des Kindes), der vielfach in türkischen und islamischen Familien vorherrscht, als eher ungünstig für die Entwicklung des Kindes betrachtet wird. Kulturvergleichende psychologische Studien machen jedoch darauf aufmerksam, dass eine autoritative Erziehung zwar für euroamerikanische Kinder (mit der Betonung der Selbstständigkeit als dominantem Erziehungsziel) den optimalen Erziehungsstil darstellt, nicht jedoch z. B. für chinesische und andere Kinder mit Migrationshintergrund (Leyendecker 2003), weil dort bspw. andere Erziehungsziele, wie etwa stärker am Gruppenwohl orientierte Ziele (Gehorsam, Konformität,

Harmonie, Loyalität etc.) dominant sind. Insofern kann zumindest festgehalten werden, dass eine bruchlose Übertragung der Wirkungen bestimmter Erziehungsstile und –praktiken auf die kindliche Entwicklung in differenten kulturellen Kontexten problematisch ist.

Festzuhalten ist aber, dass Erziehungsziele wie Respekt, Gehorsam und Hierarchie etc. betrifft, weder typisch türkische noch islamische Erziehungsziele sind; vielmehr sind sie vielen kollektivistischen Kulturen gemeinsam. Auch wenn diese Ziele – durch die Gegenläufigkeit zu postmodernen Erziehungszielen - rückschrittlich, befremdlich und auch dysfunktional wirken, so sind sie zu betrachten in einem Kontext eines interdependenten, aufeinander angewiesenen Familienmusters: in vielen Fällen wird bspw. Gehorsam ausbalanciert durch verstärkte Fürsorge und Hilfe, so dass diese Situation für den Einzelnen auch einen gewissen Nutzen und Sinn hat (Leyendecker 2003). Generell scheint die gespürte familiäre Wärme eine Schutzfunktion für die Entwicklung zu haben und bis in das Jugendalter hineinzuwirken: sie kann bspw. für Jugendliche den kontrollierenden und disziplinierenden Erziehungsstil der Eltern akzeptabel machen (Uslucan 2003). Eine starke Familienorientierung in der Erziehung kompensiert manchmal auch erfahrene soziale Isolation im Alltag. So berichten bspw. Herwartz-Emden und Küffner in ihrer Studie von Schülern mit Migrationshintergrund, die trotz schlechterer schulischer Leistungen kaum ein schlechteres Selbstkonzept bzw. ein geringeres Selbstwertgefühl hatten. Erklärt wird dies mit der Annahme, dass diese bei der Ausbildung des Selbstkonzepts in ihr Selbstbild kulturspezifische Repräsentation integrieren, die eher aus kollektivistischen Kontexten der Eltern stammen und dieses im familialen Bereich ausgeprägte und entstandene Selbst durch die eher negativen Einflüsse der Aufnahmegesellschaft kaum belastet wird (Herwartz-Emden & Küffner 2004).

Insofern stellt der Familialismus türkischer und islamischer Familien, bei denen Werte wie bedingungslose Loyalität, Solidarität und Reziprozität der Familienmitglieder untereinander zentral ist, im Gegensatz zur stärker individualistischen deutschen Gesellschaft, nicht nur ein Integrationshemmnis dar, sondern erweist sich zugleich auch als eine Ressource, z. B. Hilfe bei Schulaufgaben, angstloser Kontakt und Einführung in deutsche Umfelder und als Protektivfaktor gegenüber Stresssituationen.

Deshalb gilt es, vor allzu schnellen Annahmen über Wirkungszusammenhängen Abstand zu nehmen bzw. aus Befunden europäischer Forschung auf die Lebenswirklichkeiten von Migranten zu extrapolieren: Denn Befunde kulturvergleichender bzw. schichtspezifischer milieuvvergleichender Forschungen legen nahe, dass dieselben Erziehungspraktiken unterschiedliche Auswirkungen zeigte: So wirkte z.B. in den Studien von Deater-Deckard und

Dodge sich körperliche Bestrafung dann erst als negativ aus, wenn bestimmte Schwellenwerte überschritten wurden; insofern scheinen nichtlineare Beziehungen vorzuherrschen, was den Beitrag des elterlichen Erziehungsverhaltens auf die Ausprägung externalisierender Problemverhaltensweisen betrifft (Deater-Deckard & Dodge 1997). Leichte körperliche Bestrafungen führten bei afro-amerikanischen Familien zu geringeren Verhaltensproblemen, während dieselbe Maßnahme (Klapps auf den Po) in weißen amerikanischen Familien eher als ein Zeichen mangelnder Erziehungscompetenz gedeutet wurde. Auch waren Effekte einer harschen Disziplinierung bei Vorliegen einer emotional warmen Beziehung zwischen Eltern und Kindern längst nicht so gravierend wie bei einer emotional problematischen Beziehung (Beelmann, Stemmler, Lösel & Jaurisch 2007; Uslucan 2003). Natürlich darf das in keinsten Weise dazu führen, elterliche Gewalt in der Erziehung aus einem falsch verstandenem Respekt gegenüber kulturelle Praktiken etc. zu tolerieren; hier hat der Kinderschutz ungeachtet des elterlichen Hintergrundes zu intervenieren und Kinder vor entwicklungswidrigen Kontexten zu bewahren.

Betrachtet man nicht nur kulturvergleichende Differenzen, sondern auch die Variationen innerhalb verschiedener migrantischer Milieus in Deutschland, so wird vielfach auf die erzieherischen Unterschiede in muslimischen Familien fokussiert: Oft betrachten diese die Assimilation ihrer Kinder an deutsche Lebensverhältnisse als ihre größte Sorge; befürchten eine völlige kulturelle und religiöse Entfremdung und versuchen dem mit einer intensiveren religiösen Werteerziehung und einer Selbstsegregation beizukommen.

Diese Gefahren einer Abschottung und Isolation werden natürlich größer, je weniger authentische Kontakte und persönliche Bekanntschaften mit deutschen Familien stattfinden; dann ist die Möglichkeit einer Gegen-Erziehung - und zwar gegen explizit westliche bzw. als westlich gehaltene Werte - wahrscheinlicher. Eine stärker kontrollierende Erziehung ist in der Regel die Folge, was die Entwicklung und Entfaltung der Kinder einschränkt. Hier sollten Erziehungsinstitutionen wie Kindertagesstätten und Schulen für größere Transparenz ihrer erzieherischen Ziele sorgen; denn vielfach existieren unter Migrantenelementen verzerrte Erziehungsvorstellungen über „typisch deutsche Erziehung“, Fehldeutungen der frühen Selbstständigkeitserziehung als eine „kalte und lieblose Haltung“ zum Kinde, was sie eher animiert, an den eigenen, zum Teil dysfunktional gewordenen Erziehungsmustern festzuhalten. Diese Formen der ethnischen bzw. religiösen Einkapselung sind - und das sollte mit Nachdruck festgehalten werden - nicht ausschließlich ein Spezifikum von Muslimen in Deutschland, sondern sind bspw. auch sehr stark in der griechischen Migrantengemeinschaft in Deutschland zu beobachten (Boos-Nünning & Karakasoglu 2005).



In Beratungskontexten ist daher zu verdeutlichen, dass zwar das Aufwachsen in liberalen Gesellschaften gewisse Entwicklungsrisiken für Kinder bergen, aber auch stark-religiös erziehenden Eltern zu kommunizieren, dass eine religiöse Erziehung bestimmte Risiken (Drogen- und Alkoholgebrauch, traumatisches Erlebnis elterlicher Scheidungen etc.) nur dadurch senkt, indem sie die Auftretenswahrscheinlichkeit für andere Risiken (wie etwa eine rigide Persönlichkeit, geringe Autonomie im Denken etc.) erhöht und dadurch zu einer Beeinträchtigung kindlicher Entwicklungspotenziale führt. Fairerweise ist dabei zu erwähnen, dass die aus psychologischer Sicht bedenklichen Aspekte einer dogmatischen Erziehung nicht nur islamische Erziehungskonzeptionen, sondern generell Formen stark religiös-traditionaler Erziehungskonzeptionen betreffen. Was bspw. die Sexualität betrifft - insbesondere die Überwachung der weiblichen Sexualität -, so ist der restriktive Umgang nicht nur eine spezifisch islamische Haltung, sondern ein typisches Zeichen religiös fundamentalistischer Orientierungen (Z.B. die christlich fundamentalistische Gruppe der 12 Stämme, die ihre Kinder nicht in den Sexualkundeunterricht schicken).

Betrachtet man jedoch Erziehungsinhalte immanent aus der Herkunftskultur der Eltern, so ist aus ihrer Sicht das frühe Beherrschen der Feinheiten der Gastfreundschaft wie etwa das Begrüßen, das Verabschieden, angemessene Ansprache mit „Abi“, (für den älteren Bruder) „Abla“, (für die ältere Schwester) etc. eines der zentralen erzieherischen Inhalte und äußerst bedeutsam für die öffentliche Selbstdarstellung als eine „ordentliche“ Familie. Diese Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit kann ein Stück weit auch als interner Gradmesser der elterlichen Erziehungsfähigkeit und des Erziehungserfolges gewertet werden (Leyendecker 2003).

In Anknüpfung an die obige Darstellung wäre in kultursensiblen Erziehungsberatungsgesprächen deshalb zu eruieren, a) Wie die Vorstellungen von einer gesunden Entwicklung aus der Sicht der Migrantenfamilie aussehen, b) Worauf das Schwergewicht erzieherischer Bemühungen der Eltern liegt: ob z.B. Erziehung auf Erfüllung sozialer Rollen oder Beherrschung intellektueller Fähigkeiten ausgerichtet ist, c) wie bspw. eigene oder die Erkrankung des Kindes gedeutet wird (als Schicksal, Fluch, Einfluss magischer Kräfte etc.), d) als wie wichtig die Wahrung von Harmonie und Loyalität gegenüber Familienmitgliedern betrachtet wird etc. (Zaumseil 2008).

#### **4. Ressourcenförderung bei Kindern und Familien mit Migrationshintergrund**

Migrantenfamilien haben jedoch nicht nur Risiken; sie stellen auch, wie bereits an einigen Stellen ausgeführt, besondere Ressourcen zur Verfügung. Als exemplarische Ressourcen für

diesen Kontext werden bspw. in der Literatur gesundheitsfördernde kulturelle Muster der Lebensführung wie etwa ein günstigeres Stillverhalten von Müttern sowie der niedrigere Tabak- und Alkoholkonsum von Jugendlichen mit Migrationshintergrund genannt (Robert-Koch-Institut 2008).

Ferner gibt es Berichte, die zeigen, dass Migrantenfamilien, die in ähnlichen widrigen Umständen wie Einheimische leben (Armut, Arbeitslosigkeit, Deprivation etc.) durch eine stärkere Kohäsion ihrer verwandtschaftlicher und familialer Netzwerke solche sozialen Benachteiligungen besser verarbeiten als Einheimische (Thiessen 2007).

Für die Förderung von Ressourcen sowie die Verbesserung des Kinderschutzes in Migrantenfamilien ist ihre Kooperation mit diversen Institutionen zu stärken: So wird in einigen Fällen die für eine gedeihliche Entwicklung des Kindes prognostisch wichtige Frage, ob eine Kooperationsbereitschaft mit helfenden Einrichtungen wie dem Jugendamt, der Erziehungs- und Familienberatungsstelle besteht oder diese angestrebt wird, z.B. von türkischen Elternteilen häufig verneint. Dahinter ist häufig ein differentes Verständnis von Hilfe zu vermuten. Zum einen wird von den Eltern angenommen, dass eine eigenständige, autonome, ohne Fremdintervention erfolgende Erziehung sie zu „besseren“ Erziehern macht, wogegen die Vorstellung, in erzieherischen Aufgaben Hilfen einholen zu müssen, als Eingeständnis des erzieherischen Versagens bewertet wird. Zum anderen können sie nicht immer die Konsequenzen der Inanspruchnahme einschätzen und befürchten Sanktionen. Deshalb ist hierzu die kommunikative Offenheit und soziale Durchlässigkeit der Institutionen ein relevanter Aspekt; nicht zuletzt ist hierzu eine konsequente interkulturelle Öffnung der Einrichtungen im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe, u. a. auch durch Beschäftigung von Fachkräften mit eigenem Migrationshintergrund, erforderlich.

Ferner hängt die ablehnende Haltung einiger türkischer Elternteile gegenüber dem Jugendamt u.a. damit zusammen, dass ihnen einerseits die eminente Rolle und Funktion von Jugendämtern nicht bewusst ist, andererseits sie aber auch eine Voreingenommenheit in die Arbeit dieser Institution projizieren (Pavkovic 2001). Hier gilt es, türkischen wie arabischen Eltern die Bedeutung der Zusammenarbeit und die Funktion von Jugendamt und Erziehungsberatung ausgiebig zu erläutern, da diese Institutionen in den Herkunftsländern kaum die Bedeutung und die immense Reichweite ihrer Befugnisse haben wie in Deutschland. Nicht zuletzt mag einer mangelnden Kooperation mit diesen Einrichtungen vielfach der Gedanke zugrunde liegen, diese hätten feindselige Motive. Zwar sind "Verschwörungsgedanken" nicht spezifisch für türkische Elternteile; auch deutsche Elternteile meinen gelegentlich, das Jugendamt, das Gericht, die Ärzte etc. seien prinzipiell

voreingenommen und würden bspw. parteiisch zugunsten von "Frauen" arbeiten würden etc. Genuin verschieden ist jedoch der ethnische Bezug: weil die Behörden ausländerfeindlich motiviert seien, würden sie gegen Türken oder andere Bevölkerungsgruppen ausländischer Herkunft arbeiten. Bei kindbezogenen Konflikten in binationalen Partnerschaften (wie etwa Sorgerechts- und Umgangsstreitigkeiten) verdichtet sich schnell die Vermutung, das Jugendamt und das Gericht würden zugunsten des deutschen Elternteils arbeiten, weil sie die eigenen Standards zugrunde legen würden, was oft auch nicht gänzlich von der Hand zu weisen ist (Uslucan & Fuhrer 2004).

Um eine kultursensible Exploration durchzuführen, kann eine Erfassung des Akkulturationsstandes ausländischer Elternteile hilfreich sein (Salzgeber & Menzel 1997). So ist beispielsweise während der Begutachtung zu fragen, a) inwieweit ein ausländischer Elternteil mit den Erziehungsvorstellungen der deutschen Kultur vertraut ist, inwieweit er diese begrüßt und sie bei der Erziehung des eigenen Kindes umsetzen möchte (Assimilation), b) oder um eine Verschränkung dieser mit den eigenkulturellen Erziehungsstandards bemüht ist (Integration) oder aber diese gänzlich ablehnt (Separation).

Auch sollte eine kulturelle Sensibilität sowohl bei der Exploration gewährleistet sein, indem bspw. auch die Umstände der Migration thematisiert werden als auch später bei Interventionen bzw. sachverständigen Empfehlungen, damit diese auch konstruktiv von den Eltern getragen werden kann.

Ferner gilt es, zu eruieren, an welche Einrichtungen, Personen oder Netzwerke sich Migranten zuallererst wenden, wenn sie familiale, erzieherische Probleme etc. verspüren und sich zu fragen, inwieweit diese (bspw. Migrantenselbstorganisationen) in das Hilfesystem eingebunden werden können und auf der anderen Seite natürlich auch, verstärkt Vertreter der Migrantengemeinschaften für das Thema Kinderschutz und für frühe Interventionen sowie für die Folgen widriger Aufwuchsbedingungen zu sensibilisieren.

Letztlich gilt es, in Beratungen und Interventionen die Balance zwischen zwei Fehlhaltungen zu wahren: a) weder einer schutzlosen Überantwortung von Kindern an kulturell bedingte und einengende Beziehungen Vorschub zu leisten noch b) vermeintlich „rettende“ und vorschnelle Eingriffe in Minderheitenfamilien vorzunehmen, um bestimmte erzieherische Mittelschichtsnormen durchzusetzen, die womöglich gerade dann eine Entfremdung zwischen Eltern und Kindern herbeiführen können.

## **5. Gefahr der Kulturalisierung von Lebenslagen**

Wie im Text schon mehrfach erwähnt, gilt es, sich von verallgemeinernden Vorstellungen von „der Migrantenfamilie“ zu distanzieren. So steht z.B. erwiesenermaßen fest, dass die Variation, die Heterogenität innerhalb der Migranten, aber auch innerhalb einer einzelnen Migrantengruppe, wie etwa der türkischstämmigen Bevölkerung, größer ist als in der deutschen Population. Die naive Annahme einer Koinzidenz von kultureller und ethnischer Identität erweist sich oft als problematisch (Merkens 1997). Es kann nicht einfach bspw. von "den Türken" und der "türkischen Kultur" geredet werden. Fremdzuschreibungen und Selbstzuschreibungen decken sich vielfach nicht; so etwa wenn Migranten von Deutschen als Türken wahrgenommen werden, sie selber sich jedoch aus einer Innenperspektive als Kurden verstehen. Gleichfalls gilt es, das methodische Problem der Vermischung von ethnischer Zugehörigkeit und sozialer Schicht stärker zu beachten: häufig überschneiden sich Schichtzugehörigkeit (z.B. Unterschicht) und ethnische Zugehörigkeit; Phänomene, die eventuell nur vor dem Hintergrund unterschiedlicher sozialer Zugehörigkeiten, zu verstehen wären, werden unreflektiert ethnisiert oder kulturalisiert. Zugleich gilt es aber, sich zu vergegenwärtigen, dass bei Vergleichen zwischen Einheimischen und Migranten stets das Trennende im Fokus ist, jedoch in der konkreten Alltagswirklichkeit die Schnittmengen/die Überlappungen in der Lebensgestaltung deutlich überwiegen; durch beständige Thematisierung der Differenzen werden Verschiedenheit geschaffen und verfestigt; sie werden reifiziert, bekommen eine ontologische Dignität als „Fremdes“. Im Kontext einer reflexiven Migrationsforschung ist daher geboten, sensibel dafür zu sein, dass durch eine vorwiegend an defizitären Lebensausschnitten von Migranten orientierte wissenschaftliche Berichterstattung (Familiengewalt, Jugendgewalt, patriarchale Beziehungen, Zwangsheiraten, Bildungsmisserfolge etc.) die Gefahr einer weiteren Stigmatisierung und Diskriminierung dieser Gruppen steigt.

Deshalb gilt es, für die sozialpädagogische/therapeutische Arbeit, genauer hinzuschauen und im Anschluss an die Intersektionalitätsanalyse (Leiprecht & Lutz 2006) die stets je subjektiv einzigartige Ausgangslage des Handelns zu berücksichtigen. Im Konkreten heißt es: es gilt, den gleichzeitigen Einfluss von Geschlecht, Ethnie, Schicht, Nationalität, sexuelle Orientierung etc. zu untersuchen, um keiner falschen Homogenisierung zu erliegen. Unangemessen sind also Deutungen, die etwa alle Handlungen eines Menschen nur aus der Klasse, dem Geschlecht, der Kultur, der Religion etc. ableiten. Denn die in letzter Zeit mediale Popularität der Begründung von Alltagshandlungen des Anderen, bzw. des „Fremden“ mit Berufung auf seine/ihre Kultur ist zunächst ein äußerst konservatives Argument, weil sie gerade das Faktum der Prozesshaftigkeit, des Gewordenseins und der

Veränderbarkeit von Kultur in Abrede stellt, sie aber auch unterstellt, dass Menschen in ihren Haltungen und Handlungen stets kulturkonform agieren, also somit die subjektive Widerstandsfähigkeit von Individuen unterschlägt und zuletzt in einigen Fällen Persönlichkeitsmerkmale (z.B. den aggressiven Partner) schlichtweg als Kulturmerkmale (als die Gewaltkultur der Türken/der Muslime/der Araber etc.) missdeutet.

## Literaturverzeichnis

- Alt, C. & Holzmüller, H. (2006): Der familiäre Hintergrund türkischer und russlanddeutscher Kinder. In: Alt, C. (Hrsg.): *Kinderleben - Integration durch Sprache*. Band 4: Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften), S. 23-38.
- Baumrind, D. (1991): Effective parenting during early adolescence transition. In: Cowan, P. A. & Hetherington, M. E. (Eds.): *Family transitions*. Hillsdale NJ (Erlbaum), S. 111-163.
- Beelmann, A., Stemmler, M., Lösel, F. & Jaursch, S. (2007). Zur Entwicklung externalisierender Verhaltensprobleme im Übergang vom Vor- zum Grundschulalter: Eine differenzielle Analyse von Risikoeffekten des mütterlichen und väterlichen Erziehungsverhaltens. *Kindheit und Entwicklung*, 4, 229-239.
- Beisenherz, G. (2006). Sprache und Integration. In: Alt, C. (Hrsg.): *Kinderleben - Integration durch Sprache*. Band 4: Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften), S. 40-69.
- Borde, T., Braun T. & David, M (2003): Gibt es Besonderheiten bei der Inanspruchnahme klinischer Notfallambulanzen durch Migrantinnen und Migranten? In: Borde, Th. & David, M. (Hrsg.): *Gut versorgt? Migrantinnen und Migranten im Gesundheits- und Sozialwesen* Frankfurt/Main (Mabuse), S. 43-81.
- Boos-Nünning, U. & Karakasoglu, Y. (2005): *Viele Welten. Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund*. Münster (Waxmann).
- Deater-Deckard, K. & Dodge, K. A. (1997): Externalizing Behavior Problems and Discipline Revisited: Nonlinear Effects and Variation by Culture, Context, and Gender. *Psychological Inquiry*, 8 (3), 161-175.
- Geissler, R. & Weber-Menges, S. (2008): Migrantenkinder im Bildungssystem: doppelt benachteiligt. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 49, 14-22.
- Herwartz-Emden, L.& Küffner, D. (2004): Schulerfolg und Akkulturationsleistungen von Grundschulkindern mit Migrationshintergrund. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 9, 2, 240-254.
- Leiprecht, R. & Lutz, H. (2006): Intersektionalität im Klassenzimmer: Ethnizität, Klasse und Geschlecht. In: Leiprecht, R. & Kerber, A. (Hrsg.): *Schule in der Einwanderungsgesellschaft*. Schwalbach/Ts. (Wochenschau Verlag), S. 218-234.
- Leyendecker, B. (2003): Frühe Entwicklung im soziokulturellem Kontext. In: Keller, H. (Hg.): *Handbuch der Kleinkindforschung*. Bern (Huber), S. 381-431.

- Marbach, J. H. (2006): Sozialkapital und Integration im Kindesalter. In: Alt, C. (Hrsg.): *Kinderleben - Integration durch Sprache*. Band 4: Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern Wiesbaden (Verlag für Sozialwissenschaften), S. 71-116.
- Merkens, H. (1997): Familiäre Erziehung und Sozialisation türkischer Kinder in Deutschland. In: Kirchhöfer, D., Merkens, H. & Schmidt, F. (Hrsg.): *Sozialisation und Erziehung in ausländischen Familien*. Hohengehren (Schneider), S. 9-100.
- Müller, U. & Schröttle, M. (2004): *Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland - Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland*. Zusammenfassung zentraler Studienergebnisse. Herausgegeben vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.
- Nauck, B. & Özel, S. (1986): Erziehungsvorstellungen und Sozialisationspraktiken in türkischen Migrantenfamilien. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, VI, 285-312.
- Nauck, B. (1990): Eltern-Kind-Beziehungen bei Deutschen, Türken und Migranten. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 16, 87-120.
- Pavkovic, G. (2001): Erziehungsberatung in Migrantenfamilien. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 50, 252-264.
- Pfeiffer, C. & Wetzels, P. (2000): *Junge Türken als Täter und Opfer von Gewalt*. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen. Forschungsbericht Nr. 81.
- Phinney, J. S., Ong, A., & Madden, T. (2000): Cultural Values and Intergenerational Value Discrepancies in Immigrant and Non-Immigrant Families. *Child Development*, 71, 528-539.
- Robert-Koch-Institut Berlin (2008): *Schwerpunktbericht der Gesundheitsberichterstattung des Bundes*. Migration und Gesundheit. Berlin.
- Salzgeber, J. & Menzel, P. (1997): Psychologische Begutachtung in familiengerichtlichen Verfahren unter ethnopsychologischen Gesichtspunkten. *Familie und Recht*, 10, 296-299 & 335-340.
- Seiser, K. (2006) „Das ist bei türkischen Familien so...“ Psychodynamische, kulturelle und migrationsspezifische Aspekte der Beratung von Migrantenfamilien.“ In: Menne, K. & Hundsalz, A. (Hrsg.): *Jahrbuch für Erziehungsberatung*, Band 6. München (Juventa), S. 241-255.
- Silbereisen, R. K. & Schmitt-Rodermund, E. (1999): Wohlbefinden der jugendlichen Aussiedler. In: Silbereisen, R. K. Lantermann, E. D. & Schmitt-Rodermund, E. (Hrsg.):

- Aussiedler in Deutschland. Akkulturation von Persönlichkeit und Verhalten.* Opladen (Leske + Budrich), S. 257-275.
- Thiessen, B. (2007): *Muslimische Familien in Deutschland - Alltagserfahrungen, Konflikte, Ressourcen.* München (DJI).
- Uslucan, H.-H. (2003): Soziale Verunsicherung, Familienklima und Gewaltbelastung türkischer Jugendlicher. *Zeitschrift für Türkeistudien*, 15, Heft 1+2, 49-73.
- Uslucan, H.- H. (2005): Lebensweltliche Verunsicherung türkischer Migranten. *Psychosozial*, 28 (1), 111-122.
- Uslucan, H.- H. & Fuhrer, U. (2004): Psychologische Begutachtung türkischer Familien in familiengerichtlichen Verfahren. *Praxis der Rechtspsychologie*, 14, 64-81.
- Uslucan, H.-H., Fuhrer, U. & Mayer, S. (2005): Erziehung in Zeiten der Verunsicherung. In: Borde, Th. & David, M. (Hrsg.): *Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund.* Frankfurt (Mabuse), S. 65-88.
- Werner, E. (1999): Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz. In: Opp, G. & Fingerle, M. (Hrsg.): *Erziehung zwischen Risiko und Resilienz.* München (Ernst Reinhardt Verlag), S. 25-37.
- Wetzels, P. (1997): *Gewalterfahrungen in der Kindheit.* Baden-Baden (Nomos).
- Zaumseil, M. (2006): Beiträge der Psychologie zum Verständnis des Zusammenhangs von Kultur und psychischer Gesundheit bzw. Krankheit. In: Wohlfahrt, E. & Zaumseil, M. (Hrsg.): *Transkulturelle Psychiatrie-Interkulturelle Psychotherapie.* Berlin (Springer), S. 3-50.
- Ziegenhain, U., Derksen, B. & Dreisörner, R. (2004): Frühe Förderung von Resilienz bei jungen Müttern und ihren Säuglingen. *Kindheit und Entwicklung*, 13, 226-234.

**Angaben zum Autor:**

PD Dr. phil. Haci-Halil Uslucan

Vertretungsprofessur für Pädagogische Psychologie

Helmut-Schmidt-Universität Hamburg

Holstenhofweg 85; 22043 Hamburg

Mail: [uslucan@hsu-hh.de](mailto:uslucan@hsu-hh.de)